

Religionsgeschichte als Paradigma

Heikki Räisänen:

**Neutestamentliche Theologie?
Eine religionswissenschaftliche Alternative (Stuttgarter Bibelstudien 186),
Kath. Bibelwerk, Stuttgart 2000,
130 Seiten, 21,40 Euro.**

Gerd Theißen:

**Die Religion der ersten Christen.
Eine Theorie des Urchristentums,
Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh 2000,
455 Seiten, 39,95 Euro.**

Eckhard Rau:

**Jesus – Freund von Zöllnern und
Sündern. Eine methodenkritische
Untersuchung,
Kohlhammer, Stuttgart u.a. 2000,
181 Seiten, 25,00 Euro.**

In den exegetischen und historischen Fächern der Theologie vollzieht sich gegenwärtig auf breiter Linie ein übergreifender Paradigmenwechsel von der dogmatischen zur historischen Methode, dessen Auswirkungen auf die systematische Theologie noch gar nicht abzusehen sind, aber letztlich die Zentralstellung der Dogmatik beenden dürfte. Als Flaggschiffe der neuen Religionsgeschichte führen bisher Rainer Albertz' »Religionsgeschichte Israels in alttestamentlicher Zeit« und die »Geschichte der Religiosität im Mittelalter« von Arnold Angenendt den Paradigmenwechsel an. Nun klopft auch im Bereich des NT die Religionsgeschich-

te unüberhörbar an die Tür, wie drei ganz unterschiedliche Studien von Heikki Räisänen, Gerd Theißen und Eckhard Rau belegen.

Als »Pfadfinder« betätigt sich dabei der finnische Neutestamentler Heikki Räisänen in einer kleinen forschungsgeschichtlichen und programmatischen Studie. Das Buch wurde bereits 1992 verfasst, konnte aber aufgrund verschiedener Probleme erst im Jahr 2000 in einer aktualisierten Fassung gedruckt werden. Der erste Teil hat den Charakter einer fortlaufenden Sammelrezension, in der Räisänen das überkommene Genre der »Theologie des NT« zu Grabe trägt und nach neuen Ansätzen für eine »Religionsgeschichte des Frühen Christentums« Ausschau hält. Er nimmt seinen Ausgangspunkt bei der rein historischen Fragestellung, die der exegetischen Wissenschaft schon vor rund 100 Jahren von William Wrede und der Religionsgeschichtlichen Schule ans Herz gelegt wurde, aber nie in Gesamtdarstellungen durchgeführt worden ist. Fatal wirkte es sich dabei aus, dass ausgerechnet der Meister der Zunft, Rudolf Bultmann, die »rein« religionsgeschichtliche Perspektive wieder mit dogmatischen und philosophischen Anliegen vermengte und damit letztlich preisgab. Die Folgen sind bis in die Gegenwart zu spüren, denn erst in den letzten Jahren hat die Generation der Bultmann-Schüler ihre jeweilige »Theologie des NT« vorgelegt. Räisänen zeigt auf, dass gerade diese Richtung der Exegese besonders anfällig dafür ist, sich den Interessen der kirchlichen Orthodoxie zu unterwerfen und von ihr Fragestellungen (und Antworten) vorschreiben zu lassen. Die Tendenz zur Harmonisierung widersprüchlicher

Theologien innerhalb des NT, ein verbreitetes Desinteresse an den außerkanonischen Quellen der jüdischen und hellenistischen Umwelt und eine hermeneutische Erstarrung haben infolgedessen maßgeblich zum Niedergang des Faches in Deutschland beigetragen.

Neue Wege wurden dagegen im deutschsprachigen Raum von Klaus Berger, Francois Vouga und Gerd Theissen betreten. Die »Theologiegeschichte des Urchristentums« von Klaus Berger beruht auf der Methode, den Gebrauch religiöser Metaphern zu analysieren und minutiös zu vergleichen. Bergers »Theologiegeschichte« liegt damit genau in der Mitte zwischen den von Räsänen gegenübergestellten Paradigmen, zumal er auch außerkanonische Texte einbezieht. Das ausgeführte Werk hat allerdings eher die Gestalt eines gedruckten Zettelkastens als einer gelungenen Synthese. Diesem Ziel kommt Vouga näher, der sich bei der Darstellung an den verschiedenen Milieus orientiert, aus denen die ersten Christen stammten, und ihre mehr oder weniger erfolgreichen religiösen »Mutationen« aufzeigt. Seine Zuordnungen wurden jedoch zum Teil heftig kritisiert. Am weitestgehenden, wenngleich in der ersten Auflage noch nicht ausgereift, sieht Räsänen das Programm der Religionsgeschichte aber in der »Theorie des Urchristentums« von Gerd Theissen realisiert: »Hier liegt endlich ein Werk vor, das den Bultmannschen Entwurf abzulösen vermag«.

Räsänens programmatische Überlegungen über eine »religionswissenschaftliche Theologiegeschichte des Frühchristentums«, die er im zweiten Teil seines Buches vorstellt, wirken angesichts des Buches von Theissen wie

Prolegomena zu einem Buch, das es bereits gibt. Doch immerhin nutzt Räsänen die Gelegenheit, um einige Grundsatzfragen des neuen Paradigmas zu behandeln. Die Geschichte der eigenen Religion soll aus einer Außenperspektive betrachtet werden, wobei sich der Forscher um größtmögliche Werturteilsfreiheit bemühen muss. Adressat dieser Religionsgeschichte ist das wissenschaftlich interessierte Publikum, nicht die Kirche. Kirchliche Vorgaben, wie zum Beispiel der Umfang des neutestamentlichen Kanons, der Offenbarungsbegriff oder die dogmatische Orthodoxie, dürfen bei der religionsgeschichtlichen Betrachtung keine Rolle spielen – es geht also nicht um das Neue Testament, sondern um das Frühchristentum, das seinerseits als eine messianische Sekte des Judentums beginnt. Vielfalt und Widersprüchlichkeit der theologischen Positionen innerhalb dieser Entwicklung dürfen nicht harmonisierend überspielt werden. Die Gesamtentwicklung will Räsänen mit einer Prozesstheorie in den Griff bekommen, die die Tradition einer symbolischen Welt, neue Erfahrungen und deren Interpretation aufeinander bezieht. Dieses Schema, das an Peter L. Berger anknüpft, bleibt aber sehr abstrakt und stark differenzierungsbedürftig.

Eine andere Idee scheint mir dagegen interessanter: Wenn Räsänen die Verquickung von »historischer und dogmatischer Methode« (Troeltsch) beenden will, zielt er nicht darauf ab, die Theologie der Geschichte zu opfern. Hier verläßt er die Pfade des Historismus und der Religionsgeschichtlichen Schule. Vielmehr schlägt er ein zweistufiges Verfahren vor: An die religionsgeschichtliche Rekonstruktion soll sich

eine Aktualisierung anschließen, die aus ethischer Konfrontation, Wirkungsgeschichte und theologischer Sachkritik besteht. Sieht man einmal davon ab, dass die Aktualisierung in dieser Form nahezu das Gesamte der Theologie umfasst und für den einzelnen Exegeten höchstens fragmentarisch zu bewältigen wäre, verspricht das Nacheinander von Rekonstruktion und aktualisierender Interpretation, die Überwindung der leidigen Trennung zwischen Historismus und Offenbarungspositivismus.

Betrachten wir nun die Durchführung des Programms einer Religionsgeschichte des Urchristentums bei Gerd Theißen genauer. Auch er schreibt sich die Einnahme einer »Außenperspektive« auf die Fahne, die sich den kirchlichen Ansprüchen von Norm, Kanon und Orthodoxie versagt, um stattdessen die Pluralität der theologischen Entwürfe, ihre Situierung in einem konkreten gesellschaftlichen und politischen Kontext und ihre Verflochtenheit mit anderen Religionen herauszuarbeiten.

Theißen konzipiert Religion als »ein kulturelles Zeichensystem, das Lebensgewinn durch Entsprechung zu einer letzten Wirklichkeit verheißt«. Das urchristliche Zeichensystem präsentiert sich in den symbolischen Formen von Mythos, Ethos und Ritual. Theißen knüpft hier an den Philosophen Ernst Cassirer und den Ethnologen Clifford Geertz an. Jedes Zeichensystem wird von Grundaxiomen zusammengehalten. Bei der jüdischen Mutterreligion sind dies Monotheismus und Bundesnomismus, im Christentum tritt der Erlöserglaube neben den Monotheismus. Der Übergang vom jüdischen zum

christlichen Zeichensystem vollzog sich zunächst schrittweise und unabhängig in den drei symbolischen Formen, bis dann im Johannesevangelium der Erlöserglaube ins Bewusstsein trat und zum organisierenden Zentrum des urchristlichen Zeichensystems avancierte. Seine endgültige Gestalt fand das urchristliche Zeichensystem dann im 2. Jahrhundert, als der Kanon des Neuen Testaments zum verbindlichen Möglichkeitsraum der christlichen Religion erklärt wurde, aus dem die gnostischen und prophetisch-montanistischen Richtungen ausgeschlossen wurden.

Dass Theißen zahlreiche soziologische und religionswissenschaftliche Theoriekonzepte aufgreift, gerät nicht immer zum Vorteil. Vielmehr ist »Die Religion der ersten Christen« über weite Strecken enttäuschend, weil das religionsgeschichtliche Quellenmaterial von einem Übermaß an Theorie erdrückt wird statt von ihr zum Sprechen gebracht zu werden.

Als problematisch erweist sich eine eklatante Lücke zu Beginn der Darstellung, denn »das« Judentum bleibt im ganzen Buch nur eine matte Hintergrundfolie und wird auf wenige Prinzipien und Praktiken reduziert. Die Diversifikation des frühjüdischen Zeichensystems bei Sadduzäern, Essenern und Pharisäern, Diasporajuden und Apokalyptikern wird fast gänzlich ausgeblendet, so dass man den Eindruck gewinnen muss, das Urchristentum sei unmittelbar aus der Exiltheologie hervorgegangen. Aufgrund dieses Mankos bleibt danach auch die Entwicklung des christlichen »Mythos« in seiner Verschlungenheit mit der Geschichte des irdischen Jesus (erster Teil) unverständlich. Die Verkündigung Jesu wird auf die Heils-

botschaft vom Kommen des Reiches Gottes reduziert, während die »Mutter« der christlichen Theologie, die Apokalypik, und die harten Gerichtsaussagen an den Rand gedrängt sind.

Die beiden stärksten Kapitel des Buches behandeln die Entstehung von Ethos und Ritual. Hier führt Theißens Theoriearbeit tatsächlich zu einem besseren Verständnis der Sache. Das christliche Ethos konzentriert er auf die beiden Grundwerte »Nächstenliebe« und »Statusverzicht«. Von ihnen her rekonstruiert er dann einen Wertewandel im Umgang mit Macht und Besitz, Weisheit und Heiligkeit. Bedauerlich ist nur, dass Ausführungen über Begierde und Sexualität dabei nicht den Platz finden, den man angesichts ihrer weitreichenden Folgen erwarten würde.

Johannes der Täufer und Jesus bedienten sich einer Reihe von symbolischen Handlungen, um auf das unmittelbar bevorstehende Einbrechen des Eschatons hinzuweisen. Taufe und Abendmahl wurden zu den zentralen urchristlichen Ritualen, weil sie nachösterlich auf den Tod Jesu umgedeutet wurden – ein Vorgang, der eine beträchtliche Spannung zwischen der rituellen Handlung und ihrer Deutung erzeugte. Die Deutung des Todes Jesu als Sühneopfer ermöglichte daraufhin den revolutionären religionsgeschichtlichen Schritt, die blutigen Tieropfer abzuschaffen. Der äußere Gewaltverzicht – etwa zeitgleich auch im Judentum vollzogen – hat sein inneres Gegengewicht in der archaischen Phantasie des Menschenopfers. Die funktionale Ersetzung, die hier stattfand, setzte aber vor allem den Auferstehungsglauben voraus: »Dies eine Opfer blieb nicht im Tod. Die vielen Opfer wurden

nicht durch den einen Opfertod abgelöst, sondern durch die Überwindung dieses Opfertodes in der Auferstehung« (221).

Im vierten und fünften Teil wendet sich Theißens dann der Frage zu, wie sich aus den alten und neuen religiösen Elementen ein autonomes und kohärentes Zeichensystem entwickelt hat. Er geht zunächst generationenweise vor (Paulus – Synoptiker – Johannes), um dann die Abgrenzung von Gnosis und Prophetie in den großen Krisen des 2. Jahrhunderts zu behandeln. Theißens behandelt dabei die »judaistische Krise im 1. Jh.« erst im Zusammenhang der »Krisen des Urchristentums« und nicht schon bei Paulus, was ihm Doppelungen und die Durchbrechung der Chronologie einbringt.

In der der Postmoderne geschuldeten Einnahme einer »Außenperspektive« liegt die Wahlverwandtschaft des religionsgeschichtlichen Ansatzes mit der schwulen (und auch feministischen) Theologie begründet. Schwule sind gezwungen, auf die Genese der christlichen Identität von der Warte des Ausgeschlossenen zu schauen. Es ist daher kein Zufall, dass sie sich bisweilen eher in apokryphen als in kanonischen Quellen repräsentiert finden. Nach der Lektüre des Buches von Theißens muss man sich allerdings unweigerlich fragen, ob sein Anspruch, eine Außenperspektive auf das Urchristentum einzunehmen, tatsächlich das leitende Prinzip seiner Studie war oder ob es sich nicht viel eher um eine religionswissenschaftlich und soziologisch informierte Selbstbeschreibung des Christentums handelt. Ein Wertbezug, der es ermöglichen würde, eine kritische Position einzunehmen, die sich außerhalb des urchrist-

lichen Wertehimmels befindet, wird zumindest nirgends sichtbar. Die evolutionäre Deutung, die Theißen im Schlusskapitel vornimmt, suggeriert vielmehr die Kontinuität der Religion der Urchristen bis in die Gegenwart und auch die Vermeidung jeder historisch verankerten Außenperspektive auf das Christentum, etwa einer rabbinischen oder gar polytheistisch-heidnischen Sicht, sind Indizien dafür, dass man Theißens Anspruch wohl am besten in das Reich der wissenschaftsfrommen Selbsttäuschung verweist.

Verglichen mit dem großen Gesamtentwurf von Theißen kommt das Jesusbuch des Hamburger Neutestamentlers Eckhard Rau minimalistisch daher. Gleichwohl beackert es mit der Frage nach dem historischen Jesus ein zentrales Feld der religionsgeschichtlichen Forschung. Ähnlich wie Räsänen sieht Rau zunächst einmal den Stand der Dinge und mustert kräftig aus. Das Kriterium der doppelten Unähnlichkeit, das nach der Leben-Jesu-Forschung und Bultmanns Rückzug auf den kerygmatischen Jesus seit Ernst Käsemann die »neue« Frage nach dem historischen Jesus anleitete, hält er für ausgereizt. Die doppelte Absetzung vom zeitgenössischen Judentum und dem Urchristentum, habe nur vermeintliche Sicherheiten erzeugt, dafür aber die Chance auf die historische Kontextualisierung Jesu vergeben. Daran ändern auch diverse Wiederbelebungsversuche und Differenzierungen nichts. Konsequenterweise verabschiedet sich Rau deshalb vom kriteriologischen Modell und schlägt einen neuen, »riskanten« Weg ein. Die grundsätzliche Orientierung sieht er im Anschluss an Albert Schweitzer darin,

sich auf »historische Intuition, historische Phantasie und fortgesetztes Experimentieren« einzulassen. Statt die Subjektivität des Forschers zu verdrängen oder zu verteufeln, akzeptiert Rau gelassen ihre bewusste Handhabung. Gegen übertriebene Gewissensansprüche ruft er in Erinnerung, dass das Wissen über den historischen Jesus grundsätzlich niemals über ein probabilistisches Niveau hinauskommen kann.

Er macht sich sodann an die reflektierte Ausarbeitung seiner eigenen Methode: Primäres Quellenmaterial ist die Wortüberlieferung, während Erzählungen über Jesus nur als Ergänzungen herangezogen werden dürfen. Dabei sind alle Quellenschichten, die Jesuslogien enthalten (Q, Mk, LkSg und MtSg) gleichrangig zu behandeln. Dem Thomasevangelium, das in der amerikanischen Exegese hoch im Kurs steht, billigt Rau dagegen »nur marginale Bedeutung« im Hinblick auf den historischen Jesus zu.

Grundsätzlich ist jedes Jesuswort zu berücksichtigen, das *möglicherweise echt* ist. Nicht die Echtheit, sondern die Unechtheit ist zu beweisen und selbst dabei ist Zurückhaltung gefordert, damit nicht vorschnell solche Logien ausgeschlossen werden, die nicht in das Jesusbild eines Forschers oder einer ganzen Forschernation passen, wie etwa die Gerichtsaussagen, die das antieschatologische Wunschbild der US-amerikanischen Neutestamentler stören.

Aus dem Bestand der *möglicherweise* echten Logien muss dann ein möglichst umfangreiches Wort herausgegriffen und versuchsweise als historisch echt angenommen werden. Bei seiner

Analyse kommt es vor allem auf die Wahrnehmung des Inhalts und der referentiellen Weltbezüge an. Im nächsten Schritt werden die sprachlichen und sachlichen Beziehungen zu möglichst vielen anderen der als echt befundenen Jesusworte untersucht. Welche Überschneidungen und Entsprechungen zeigen sich? Tritt dabei eine inhaltliche Substruktur auf, die aus mehr als einer Quellenschicht stammt, kann diese am plausibelsten auf den historischen Jesus zurückgeführt werden.

Im umfangreichsten dritten Teil verdeutlicht Rau seine Vorgehensweise mit einem Beispiel. Das Netz, das er auswirft, um damit weitere Logien zu fischen, ist das Gleichnis vom barmherzigen Vater. Mit dem Festmahl für den zurückgekehrten Sohn identifiziert er die Mahlgemeinschaft Jesu mit den Sündern, während der ältere Bruder für die Pharisäer steht. Hier und in weiteren Logien wird sichtbar, dass Jesus bei den Pharisäern um Verständnis für seine Sendung zu den Sündern wirbt. Er akzeptiert die pharisäische Torafrömmigkeit durchaus als hinreichende Bedingung für den Eintritt in das Reich Gottes, stellt aber die unverdiente Gnade Gottes als Alternative für die Sünder daneben.

Im Kontrast zur positiv-werbenden Haltung Jesu gegenüber den Pharisäern stehen jedoch andere Logien, vor allem das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner (Lk 18,10-14a), in dem Jesus die Selbstgerechtigkeit eines betenden Pharisäers kritisiert. Auch hierzu existieren zahlreiche Parallelen, die den Vorwurf enthalten, Frömmigkeit zu missbrauchen, um sich von den Sündern abzugrenzen.

Rau löst diesen Widerspruch im historischen Nacheinander auf und postuliert zwei Phasen im Leben Jesu: »Die alternativlose Grundsätzlichkeit des jeweiligen Standpunktes wird am ehesten verständlich, wenn man annimmt, daß Lk 15,11-32 früher gesprochen worden ist als Lk 18,10-14a. Das Gleichnis vom Vater und seinen beiden Söhnen ist dann einer Phase des Wirkens Jesu zuzuordnen, in der dieser hoffte, seine pharisäischen Kontrahenten für sich zu gewinnen. (...) Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner im Tempel spiegelt dagegen wider, daß die Hoffnung von Lk 15,11-32 trog: Je länger die Pharisäer an ihrem Widerstand festhielten, desto bedrohlicher mußten die Auswirkungen auf die Adressatinnen und Adressaten der Sendung Jesu sein, und desto dringlicher stellte sich die Frage, ob der Widerstand nicht ein Wesensmerkmal pharisäischer Frömmigkeit berührte« (120f).

Rau gelingt es, von der Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Pharisäern, die »den Nerv des Wirkens Jesu« berühre, ein historisch plausibles und anschauliches Bild zu zeichnen. Jesu Versuch, eine »innerjüdische Alternative zum Pharisäismus« zu formulieren, scheiterte am breiten Rückhalt, den die pharisäische Frömmigkeit in der Bevölkerung besaß. Er reagierte auf die Ablehnung, indem er ihnen immer massiver das Gericht ankündigte – diese Verortung der Gerichtsworte Jesu wird von Rau am Ende aber nur noch angedeutet und einer weiteren Studie vorbehalten.

Indem Rau die harten Worte gegen die Pharisäer dem historischen Jesus zuschreibt, stemmt er sich gegen den derzeit dominierenden Trend der Exe-

gese, den Konflikt mit den Pharisäern erst den christlichen Gemeinden der Zeit ab 70 n. Chr. zuzuschreiben. Rau beweist großes Vertrauen in seine Methode, denn er ist nicht bereit, die historische Erkenntnis der sozialmoralischen Tabuisierung zu opfern. Gleichwohl merkt man dem Buch an, dass sein Autor mit diesem Problem gerungen hat. Sein Resultat: »Wer die antipharisäischen Worte als Worte Jesu interpretiert, macht sich damit noch lange nicht des Antijudaismus schuldig« (154).

Michael Brinkschröder

Paulus feministisch gelesen

*Claudia Janssen, Luise Schottroff,
Beate Wehn (Hg.):*

**Paulus. Umstrittene Traditionen –
lebendige Theologie.
Eine feministische Lektüre,
Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh 2001, 208 Seiten,
19,95 Euro.**

Bei der Lektüre dieses neuen Paulus-Buches, dessen Aufsätze auch im *Journal for the Study of the New Testament* veröffentlicht sind, vertieften sich in mir vor allem zwei Überzeugungen.

Erstens: Hier hat man es offensichtlich mit einer »Schule« zu tun. Nicht im Sinne einer Ideologisierung der Theologie, wo die einzelnen Verfasserinnen lediglich die von einer wie auch immer gearteten Lehrautorität definierten Prin-

zipien und Sätze zu wiederholen und mit neuen Argumenten zu bekräftigen hätten, sondern in dem Sinn, dass dieses Buch seinen Sitz im Leben in einem gemeinsamen, konfessionsübergreifenden theologischen Engagement hat. Hinter dieser Veröffentlichung liegen Jahre der Verfeinerung eines theologischen Instrumentariums, diese Aufsätze bauen auf frühere Studien auf. Bei aller Individualität der einzelnen Autorinnen ist klar, dass sie wichtige methodologische Voraussetzungen und wissenschaftliche Perspektiven teilen.

Zweitens: Dieses Buch hat wirklich etwas Neues zu sagen. Der erste Teil des Buches trägt den Titel: »Unrettbar frauenfeindlich?« Das Fragezeichen deutet das Hinterfragen einer gängigen Auffassung der Briefe des Apostels Paulus an und (vor allem) deren langer Auslegungstradition. Diese Studien bekräftigen zwar nicht die Ernennung von Paulus zum »Schutzheiligen der Frauenemanzipation«, die uns vor vielen Jahren bei der schriftlichen Prüfung zum Neuen Testament an der Universität Cambridge/England als Thema aufgegeben wurde. Doch zeigen sie, dass viele Elemente in der innerkanonischen und der späteren Rezeption des Paulus – Elemente, die in den christlichen Kirchen noch immer wirksam sind, zum Beispiel bei der Frage der Zulassung von Frauen zur Priesterweihe bei Katholiken und Orthodoxen – sich einer unreflektierten Lektüre der Bibel verdanken.

Es wird gesagt, dass, während die französische Theologie versucht, »spirituell« zu sein und die englische Theologie den Ansprüchen der Belletristik gerecht werden möchte, die deutsche